

# Chorber-Chriegeli [Fortsetzung]

Autor(en): **Bürki, Jakob**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **9 (1919)**

Heft 3

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-633265>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Stube sollte unter die Aufsicht eines Vorstandes gestellt sein. Sie sollte mit einer Küche in Verbindung stehen, die eine alkoholfreie Bewirtung der Gäste ermöglichte.

2. **Gemeindehäuser.** Für größere Gemeinden aber dürfte sich die Gemeindestube als zu klein erweisen, sie bedürfen eines Gemeinde- oder Volkshauses mit Erholungsräumen für die schulentlassene Jugend, für Lehrkurse, für Vorstandssitzungen und Vereinszusammenkünfte. Für gesellige Anlässe, Vorträge, Konzert- und Theateraufführungen wird auch ein größerer Saal mit Podium oder Bühne nötig. Natürlich müßte auch das Gemeindehaus eine alkoholfreie Bewirtung bieten können; an den meisten Orten ist eine richtige alkoholfreie Speisewirtschaft dringendes Bedürfnis. Wo die Verhältnisse es erfordern, müßte der Rendite durch zu vermietende Verkaufsfokalitäten nachgeholfen werden.

3. **Gemeindehäuser mit Amtsräumen.** In Gemeinden, wo noch keine oder ungenügende Amtsräume für die politischen Behörden bestehen, ließen sich solche — wie Gemeinderatszimmer, Gemeindefanzlei, Archiv etc. — bei dem neu zu errichtenden Gemeindehaus vorsehen. So ausgebaut und erweitert, könnte das Gemeindehaus sowohl die geselligen wie die politischen und unter Umständen auch die religiösen Interessen einer Dorfbevölkerung in sich vereinen und so der einigende Mittelpunkt der Ortschaft werden.

Die Preisausschreiber betonten, daß es sich für sie um Gewinnung von Typen-Projekten zu Propagandazwecken handle; sie ließen es den Bewerbern aber auch unbenommen, ihrem Projekt einen bestimmten praktischen Fall, z. B. einen bestimmten Platz in einer Ortschaft zugrunde zu legen. Eine der vornehmsten Forderungen des Programms war die, daß sich der Bau des Heimatstils bediene, d. h. sich der Umgebung anpasse.

Die Aufgabe war eine schöne. So erzielte der Wettbewerb denn auch einen schönen Erfolg. Von 124 Verfassern wurden 149 Vorschläge eingereicht.

Wir geben aus der Broschüre, in der das Resultat der Preisausschreibung zusammengestellt wird\*, die Reproduktion einiger charakteristischer Projekte wieder.

Mit dem ersten Preis für Gemeindestuben wurde das Projekt des Architekten Georges Epitoux in Lausanne bedacht. Es sieht eine einfache, aber heimelige und zweckdienlich ausgestattete Gemeindestube vor, und zwar eingebaut in ein bestehendes charakteristisches Gebäude in der Gemeinde Bottens. (Abb. S. 28.)

Eine ansprechende Lösung ist das Projekt „Wirtshausreform“ von Architekten Gebr. Brändli, Burg-

\* Sie ist im „Alkoholgegnerverlag“ Lausanne erhältlich; im gleichen Verlag ist erschienen die Broschüre „Vom Wirtshaus zum Volksheim“ Vortrag von Dr. D. Pfister, Pfarrer in Zürich, die wir allen Interessentenum Studium warm empfehlen.

ANSICHT VON SÜDOSTEN



Aus dem Wettbewerb für Gemeindestuben und Gemeindehäuser: „Bärnbiet“. Ehrenmeldung. Arch.: Ed. Lanz, Charlottenburg. Das Gemeindehaus ist als heimeliger Berner Gasthof gedacht.



Aus dem Wettbewerb für Gemeindestuben und Gemeindehäuser: „Für Thun“. Ehrenmeldung. Verfasser: Arch. Hauser & Winkler, Zürich. In der Architektur den lokalen Verhältnissen angepaßt.

dorf. Es hat heimelige Plätzchen (Ofenecke!) und eine gediegene heimatschühlerische Ausstattung. (Abb. S. 28.)

Wie sehr die Heimatschühleridee bei den Architekten Anklang gefunden hat, zeigen die Vorschläge für Gemeindehäuser. Wir reproduzieren die Projektskizze „Bärnbiet“ von Architekt Ed. Lanz, Charlottenburg, das sich einen alten behäbigen Emmentaler Gasthof zum Vorbild nimmt, und das an die Thuner Verhältnisse geschickt angepaßte Projekt „Für Thun“ der Architekten Hauser & Winkler in Zürich. (Abb. S. 29.)

Als Beispiel eines gut ausgedachten Gemeindehauses mit Amtsräumen geben wir den mit dem I. Preis bedachten Vorschlag des Architekten Richard von Muralt, Zürich, wieder. Der Verfasser betitelt den Plan mit „Notstandsaktion“ und möchte wohl damit andeuten, daß es just die Zeit wäre, solche für die Allgemeinheit bestimmte und von der Allgemeinheit getragene Bauten als Notstandsarbeiten auszuführen. Statt das Geld in Form von Arbeitslosenunterstützungen auszugeben, sollte man es zur Schaffung nützlicher Einrichtungen verwenden. (Abb. S. 30.)

Die Idee der Gemeindestuben und Gemeindehäuser ist leider noch zu wenig tief in unser Volk eingedrungen. Es dürfte aber an der Zeit sein, sie ernstlich zu propagieren.

An Studienbeispielen fehlte es nicht.

(Schluß folgt.)

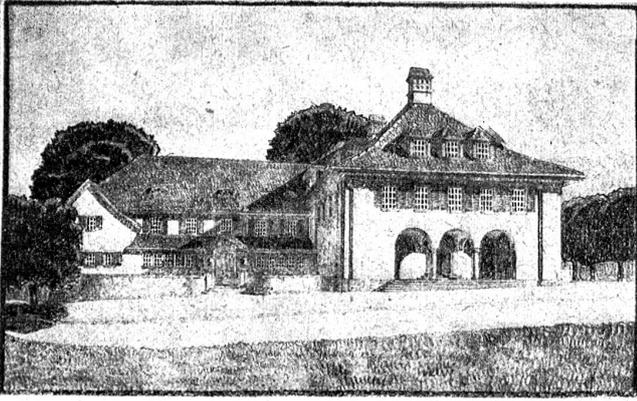
## Chorber-Chriegeli.

Von Jakob Bürki.

Tei eso chähe-n-isch er voruse gscheichlet, ischt ga der Chare vürerupfe-n-u het-ne ghalbet, u kes Annelisi ischt-ne hässig cho aschnaue, är syg e dommers Sturm, was er jitz o mit däm Charli wöll ahehre, wenn er ja doch nüt heig uf'baschge, weder nume-n-en allerieinzige Steichratte. Es syg ja richtig läh, het er in sich nche g'mütteret un es Galöppli g'noh mit ihm i d's Höchtetli use, für z'probieren, gob er gängige gnue syg, ja, es syg meh weder nume schab, daß er jitz nit e tolli Ferggete parat heig, für dermit chönne-n-abz'chehle. Es wär ihm jitz neue no so drum, für abz'ägale d's Land ab, er chäm däväg Annelisin uneneinisch. „Gly us em Gheeg u öppe-n-einisch ume zu-me-ne g'rächte Güxli, er wüß ja afe bal nümme, wie das e Chusch heig. U het d's Müüli büschelet u läär gschlütt.

Weder, das syg de nüüschti o nit gseit, daß er prezys grad nume Chörb u Chrätte dörf lade.

U het läng gäg em Wald ueche g'uegt, syg Gringli g'weiggelet un eis blinzlet derzue.



Aus dem Wettbewerb für Gemeindehäuser und Gemeindestuben:  
„Notstandsaktion“. I. Preis. Verfasser: Arch. Rich. v. Muralt. Zürich.

U we's d's Here Wille sig, so lauf ihm däich de scho öppis a, wo mit ihm chöm uf d'Reis, u das vielicht, gob lang vergang. —

Keis von-ne het öppis dergäge gha z'muggle, d'Gibe nit u Chriegeli erscht rächt nit, wo sie nach em z'Mittag alli drü binangere-n-im Ställeli usse g'tange si u-ne Anne-lisi het der Vorschlag g'macht, sie zwöi chönnte doch dä Namittag zläme-n-echly d's Sträßli uustrappe, dem Stud-hag nah, gäge Bärewirts alter Hütte zue, es sig ja hüt gar bsungerbar hilb, un äs heig die Tage dertusse gwüß scho fet echly ordelt Säuchrut gseh schieße-n-u wilde Chlez, u das tät Nutteli gar grusam guet u mieh ihm afe-n-einisch echly es anders Muul, u de chäm's o öppe-n-echly esser a d'Milch. Es heig ihn's drum dä Morge bim Mälche üecht, es heig es Doeli g'mingeret u sig allwäg nit so anz guet z'pak.

„Aber daß d' de zue-re luegicht, Chriegeli, hecht ghört! Nit, daß sie-n-is de öppe no giblet, Gott bhüet is dervor!“

Chriegeli het der Aede-n-uzoge-n-u mit em Chries-bäse-n-es paar Bohne-n-i d's Schorrgräbli g'wüsch. Derna het er es Zyheli Tubakbrüejü gspeut, d's Schiggli g'hebrt un ischt mit Nutteli abg'reiset, süüferli d's Sträßli uus, dem sunnige Hag nah.

E wie het das Geißeli doch emel o so wohl g'läbt a däne-n-erschte Chrütli! Es het gsuecht u gsuecht u g'schnup-perlet u d's Züngli u d's Mühlwärd la laufe, öppe-n-einisch zwüschendä-n-es Gimpfli ta un am Seili g'schriße, we Chriegeli sich ab de Stare-n-i der Hoschtet het vergaffet oder Löcher i Bode g'studiert wäg em g'albete Chare da-heime, u was er ächt emel o chönnt ufgable, für demit chönne-n-abz'schiebe, wie eh wie lieber.

So si sie zläme z'druus g'stüngelet, der Hoschtet nah, si blybe stah un ume wyters träppelet, bis i Egge zum Hagechli, wo der Wäg abkehrt gäge Bärewirts Sieche-bodewald hingere.

Dert chrächt d's Geißeli um e Hag ume-n-u möcht ordeli teuf i d'Hoschtet yhe schnause. —

„He miera,“ macht Chriegeli, stellt sis Hudelbärtli gäg em Wald u bingt d'Gibe-n-a d's Eichli a, „miera, so zwäng's. Chaischt ja saufft alleini der Hag us'schnause, bis i ume zrugg bi. Aber häb de Dnig derwyle, gäll ja! Berlyr di nit im Seili, u friß nit Unquets! Däich, Anne-lisi, was sieg's!“

Demit chnüpft er der Chnopf no hebliger am Eichli, chräbelet der Gibe no eis hinger de-n-Ohre-n-u pfäit sich gäg em Siechebodewald hingere. Ihm ischt ungerwäg en Ampellitägel ufgange, es chönnt ihm eh weder nit derthinger öppis warte, wo de mit ihm chäm uf em Chare d's Land ab.

Wo-n-er nach em-ne Halbstüngli hinger em Högerli vüre-n-u d's Sträßli ab chunnt cho z'schwägge, da ischt er pressierte gsy, wie wenn er chönnt ga hälle-n-erbe. U d's

Bärtli het er gschlungge-n-un unger de chlyne Säuwügli im spitze Gichtli het d's Näsi züntet vor Freud, wie wenn er ihm weiß der Herr mit was für starker Ruschtig hätt ngheizt im Siechebodewald hinger.

Dert het er sich drum jü ändlige chönne bezidiere, was er wöll lade.

„Sünd u schad isch es, daß derthinger nit gschwänket wird i däm Tannliufwachs inne,“ het er ab allem z'dürab-stödere vor sich häre g'heret. „Biel z'diä, z'halbe z'diä die junge Tannli! E Huuffe sött druus, e Huuffe! — U geit niemer derthinger, macht's myseecht niemer, wenn i nit — — Eifach schad isch es, we nit drum ta wird!“

U gab doch die schönste Bohnestäde, wo me wytlands wott gseh, u nimmt se ja sücht niemer! Sünd u schad! —

Söll alls gäng meh Gschöch pflanze, Chabis, Bohne, no sogar d'Stedtler u d'Fabriggler! — U hei kener Städe, — heibisch böz z'übercho, — tüür wie-n-e Hung, het e ke Gattig! —

Wär öppis z'mache-n-i däm Artikel, mhm — schön löse! Mier ghulfe, de Fabriggler ghulfe — — u em Bärewirt o! — Hui, allne drei! — Dä Chnuuschi cha bigoscht froh sy, we sich ändlige-n-öpper syr Sach animmt, u das cha-n-er! Also hinecht scho! — Hai dür e Raps!“

So het er vor sich häre prediget u d'Häng verworfe-n-u d'Steine g'stüpft u druufache-n-eis afah p'sufferle: „Tekt reifen wir's zum Tor hinaus!“

Da, wo-n-er gäg em Eichli im Hagegge zuezahlert u d's Büschelmuuli vürestellt wie-n-es Huen d's Legi, we's vorby ischt, für emel ja das „adje, adje“ rächt chäch chönne ufz'trumpette, da g'stell'ts ihm ungerenisch mit em Rud s'n Gangwärd, tröbt ihm d'Nuge vüre wie Ziebele u d'Haar i d'Höchi, un e Brüel laht er ab wie-n-es Uver-nünftigs u schieht druufache gäg em Eichli zue wie-n-e Sabch uf d's Hüenki, näb em Hag zueche-n-uf d'Chneu zu sym Nutteli, wo dert am Bode lht un alli Bieri vo sich strekt.

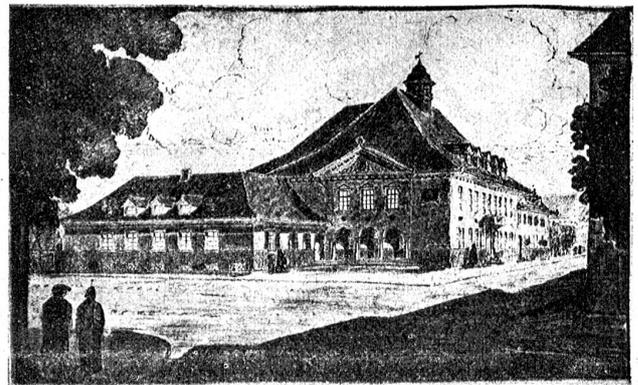
No einisch lüpft's der Gring gäge Chriegelin ume, git ihm e treue Bliä u chpset u worglet, derna laht's-ne-n-a Bode plötsche, strekt sich u chehrt d'Nuge obehingere.

Am-ne-n Depfel, wo dert näb em Hag unger em Laub het überwinteret gha, ischt das guet Nutteli erworget.

U Chriegeli ischt näbe-n-ihm am Bode ghuuret, ver-tatteret u no zächemal schlötterliger weder am Morge-n-im Ställeli mit em lääre Milchhäfeli.

„Was jü? — Furt'sprunge? — In ein Trab bis uf Basel ache! — Oder ga z'Chrieg dinge? — Oder sich uf-litsche-n-am Eichli, für druus u dänne z'n für z'grächtem? Stärke, wie d's Geißli!“

Da tuet er ume-n-e Bliä uf das totnig Tierli, un es fährt ihm dür e Chopf: „Stäche, d's Geißi, stäche! D's



Aus dem Wettbewerb für Gemeindehäuser und Gemeindestuben:  
„Edle Bestrebungen“. III. Preis ex aequo. Verfasser: Arch. E. Rufer,  
Ostermündigen. Mitarbeiter: B. Rufer.

Bluet ufeloh, daß mer's zum mingschte emel o no höi ässe, we m'r süscht o gar nüt meh vo-n-ihm sölle ha."

U wie-n-e Wätterleich fahrt er mit der Hang i Hojesack, d'nüblet d'Vamele-n-auf u stoßt däm gstorbne Mutteli zum Fürsorg no der Segel i Hals.

Wo's het vertröpflelet gha, bingt er ihm mit em Seili d'Scheichli z'säme, häicht's a Buggel u hychet mit ihm dem Stubbhag nah gäge heizue.

Eso schwär treit wie a däm magere Geißi het er süscht jnr Läbtig no nie, nit emal denn, wo-n-er einischt e hingere Viertel vo-n-ere verlochete Chue het vom Schinterbläh dännezaagget, für-ne daheime z'salze-n-u z'räute.

„Ch, myn Gott, myn Gott, was wird Annelisi säge,“ het er afah wehberere, wo-n-er zu sym Tätschüttli vüre het möge gseh.

„Ch, der Tag i mynem Läbe, wie wird das emel o tue! — D's Mutteli erworget, un i söll däich tschuld sy u mueß gwüß, gwüß unger e Tisch, für usz'frässe! U te Pfaarer umewäg!“

„Aber jib hingäge mueß es sy,“ pschtet er u steit a Sag a, für däm o öppis vo der Gibe gä z'trage, jib bhet mi nüt meh daheim! Furt, furt! Mit em Charc-n-u de Bohneftäde d's Land ab!“

„An e tolle Biß vom Mutteli mueß o mit, wott däich de müüschti nit verhungere!“

„U Brönz mueß, der Tüüfel flieh mi, o uf e Lade, gäb wie-n-es z'mache-n-ischd ohni e Rappe Gäld im Sack!“

U het umen-n-ufgha u die totni Geiß wyter bugglet, bis er ändlige, abgschlagne wie-n-e Pudelhung, daheime läntet, grad preys, wo Annelisi d's Ställeli suber het ufeg'müschtet gha, u früsch ngstret, u d's Barli gfüllt, u Gläd zwäg'macht im Trögli, daß Mutteli emel de ja ganz ume z'friede wärd u die Chläpf vom Morge vergässi.

U jib bringt ihm's dä Böhligring, dä Träll, dä — dä — — — bringt's tot's derhär!

D's Muul ischt Annelisin no-n-e Rung uf u zue gange, aber läär, ujebracht het's kes grächt's Wörteli meh, für's Chriegelin az'bängggle, u het nit g'wüßt, wott's das totne Tierli umärfele oder söll's sym Stopfi der Gring abschrybe.

Aber schließlich het's doch ume chönne Lut gäh u het gar wehlig afah jammere, oh, es wett, mi schleg's siebe Chlaster teuf dir e Bode-n-ab. We Mutteli nümme söll da sy, so mög äs o nümme.

Aber nadischd jng's ihm de hüt der ganz Tag gäng vor gsh, es gäb öppis Dumms mit em Tierli, bsungerbar, we me so-n-e Höfeler a der Hang heig, wo men ihm d'Nase-n-uf alls ueche mangleti z'stoke wie de junge Chake-n-uf e Dräd.

U das guet Gibeli jng wäger scho am Morge bim Mälche nit zwäg gsh wie süscht.

U jib tot's, tot's! — Oh, es gäb der Sunntigchittel vom Loh ewäg, het's gschnüpft, we's es am Morge nit no — — —

(Fortsetzung folgt.)

## Der russische Bolschewismus im Lichte der zeitgenössischen Kritik.

Wir können nicht wissen, wie die Männer des gegenwärtigen Rußlands dereinst von der objektiven Geschichtsschreibung beurteilt werden. Aber wie sie sich im Spiegel der zeitgenössischen Kritik ausnehmen, das können wir heute schon feststellen. Mit den „Stimmen aus dem Publikum“ wollen wir nicht rechnen. Wir wissen nicht, was sich hinter den Savas- und Wolff-Artikeln verbirgt, ob Staatsraison, ob persönliche Interessen oder Gerechtigkeits- und Wahrheits-

liebe. Unmittelbarer wirken auf uns schon die Berichte derer, die selbst dabei gewesen sind, die mit eigenen Augen gesehen und am eigenen Leibe erfahren haben, was sie uns über die Bolschewisten in Rußland erzählen.

In der „Neuen Zürcher Zeitung“ veröffentlichte jüngst ein „Auslandschweizer“ eine lange Artikelreihe über dieses Thema. Sie zeichnet sich durch eine beachtenswerte Objektivität aus. Ein reiches Beobachtungsmaterial über die bolschewistischen Zustände enthält die bei Rascher & Cie., Zürich, erschienene Sammelbroschüre „Unter der Herrschaft des Bolschewismus“, verfaßt von einer Anzahl zurückgekehrter Rußlandschweizer. Besonders interessant ist der „Bericht eines schweizerischen Fabrikdirektors“.

Wertvoller für die Polemik als diese anonyme Schrift ist die Broschüre des Russen W. Kossowsky, betitelt „Das bolschewistische Rußland“ (Verlag Trösch, Olten). Es ist eine mit Zeitdokumenten gut belegte gründliche Abrechnung mit den Lenin-Trotski-Radet. Und endlich möchten wir noch auf den eindrucksvollen Aufsatz René Schideles im Dezemberheft seiner „Weißen Blätter“ hinweisen; der elsfässische Dichter findet die überzeugendsten Argumente gegen den Bolschewismus, indem er diesem entarteten Gelegenheitssozialismus das reine, erhabene und unvergängliche Ideal des historischen Sozialismus entgegenstellt.

Die objektive Wahrheit finden wir, wie gesagt, in diesen zeitgenössischen Urteilen nicht; aber wir sehen das Spiegelbild der gegenwärtigen russischen Zustände uns daraus entgegenstarren, ein Bild so schreckhaft und gräßlich, daß wir uns voll Abscheu davon abwenden müssen.

Und wie sieht in den Einzelzügen dieses Bild aus? Die Zeitverhältnisse sind auch bei uns derart geworden, daß uns diese Frage nicht gleichgültig sein kann.

Was heißt „Bolschewismus“? Es ist die politische Doktrine, die heute schon die sozialistische Wirtschaftsform uneingeschränkt verwirklichen will und zwar auf der Basis des reinen Kommunismus, d. h. der Gemeinschaftlichkeit aller Produktionsmittel, einschließlich des Grundes und Bodens. Im Ziel unterscheiden sich die Bolschewiki also nicht von andern sozialistischen Parteien, wohl aber in der Frage nach Mitteln und Wegen, die zu diesem Ziele führen.

Die Bolschewiki stellen sich, indem sie die sofortige Verwirklichung des Sozialismus verlangen und zwar mittelst der Diktatur des Proletariats, in Gegensatz zu den Menschewiki oder Mehrheitssozialisten oder Gemäßigten, oder wie man die Sozialisten nennen will, die auf dem Wege der demokratischen Entwicklung zum Sozialstaat gelangen wollen. Beide Parteien berufen sich auf Karl Marx. Von ihm stammt der Ausdruck „Diktatur des Proletariats“. Marx sah (in einem Brief aus dem Jahre 1875) „eine Periode der revolutionären Umwandlung“ zwischen dem kapitalistischen und dem kommunistischen Gesellschaftszustand voraus, in der der „Staat nichts anderes sein kann als die revolutionäre Diktatur des Proletariats“. Lenin und Trotski legen diese Briefstelle so aus, als hätte Marx gesagt: Die Diktatur des Proletariats, d. h. die unbedingte Herrschaft der untern Volksklassen über das Bürgertum, ist der Weg zum kommunistischen Staat. Kautsky aber, der Wortführer der andern Richtung, entgegnet: Diese Auslegung ist nicht richtig; Marx verstand unter „Diktatur des Proletariats“ nicht eine Kampfmethod und nicht eine Regierungsform, sondern nur einen Zustand und zwar einen Uebergangszustand, nicht erreicht und gehalten durch Terror (nach Lenins und Trotskis Rezept), sondern durch demokratische Entwicklung. Dieser Zustand wird im Stadium des ausgebauten und verwirklichten Sozialstaates überwunden sein, weil es dann keine wirtschaftlichen Klassen mehr geben wird.

Die Bolschewiki haben die Demokratie als politisches Kampfmittel in ihren Hefen gestrichen. An ihrer Stelle